

Susanne Wiborg

Im Garten

Wörterpracht
vor meiner Tür

DUDEN

Es ist ganz gleich, ob ein Garten klein oder groß ist. Was die Möglichkeit seiner Schönheit betrifft, so ist seine Ausdehnung so gleichgültig, wie es gleichgültig ist, ob ein Bild groß oder klein, ob ein Gedicht zehn oder hundert Zeilen lang ist.

Hugo von Hofmannstal

Hugo von Hofmannstal wusste es aus Erfahrung: Im Garten ist alles möglich. Er kann eine Kurzgeschichte sein oder ein Roman, ein opulentes Gemälde oder ein zartes Aquarell – aber auch ein optischer Schlag in den Magen. Nicht umsonst liegt in allen großen Religionen das Paradies in einem Garten. So war die Beschäftigung mit ihm immer auch Kunst und Meditation, und vor allem eine große Liebe: »Den Garten des Paradieses betritt man nicht mit den Füßen, sondern mit dem Herzen«, nannte das Bernhard von Clairvaux; »Ein Garten ist die einzige Geliebte, die niemals versagt und niemals verblüht«, brachte Beverley Nichols es auf den Punkt. Garten und Literatur – das waren lange Zweige desselben Baumes: »Der Gärtner tut mit seinen Sträuchern und Stauden, was der Dichter mit den Worten tut«, meinte Hofmannstal in *Natur und Erkenntnis*, »er stellt sie so zusammen, dass sie zugleich neu und seltsam scheinen und zugleich auch wie zum ersten Mal ganz sich selbst bedeuten, sich auf sich selbst besinnen.«

Eine Beziehung, die uns heute fehlt. Die moderne Literatur hat völlig andere Bezüge, die intellektuelle Kritik fertigt das Thema Garten von oben herab ab. Andererseits ist der Trend

zum Hochglanz-Grün unverkennbar: Wir spüren, dass uns etwas Grundsätzliches fehlt, und durch diese Sehnsucht boomt die virtuelle Natur. Live wird sie dann allerdings eher lästig: Dem öffentlichen Hype um Biene und Klima stehen geschotterte Privatgrundstücke und leblose Innenstädte gegenüber. Ein Zwiespalt, perfekt verkörpert durch Klimaschützer, die auf einer Demo rücksichtslos Felder zertrampeln und jene, die sie pflegen, von oben herab abfertigen: »Sorry, deine Möhren sind nicht wichtiger als unser Klima.« Ohne die Ironie dahinter auch nur zu ahnen: dass nämlich das Klima genau da ist, wo es ist, weil wir es verlernt haben, die Möhren zu achten. Sprich: dass wir die globale Umwelt zerstören, weil wir unsere engste Umgebung nicht mehr respektieren. »In der Hoffnung, den Mond zu erreichen, vergisst der Mensch die Blumen, die zu seinen Füßen blühen«, nannte Albert Einstein das, und Bertolt Brecht zog das Fazit: »Die Schwärmerei für die Natur kommt von der Unbewohnbarkeit der Städte.«

Neu ist dieses Thema keinesfalls: Schon vor Jahrhunderten suchten die Menschen literarisch – und vergeblich – nach der blauen Blume, dem legendären Symbol der Harmonie zwischen Mensch, Natur und Kosmos. Damals betrieb man diese Sinnsuche oft noch im Garten. Heute, wo die Balance zwischen natürlicher und artifizieller Umgebung komplett verlorenzugehen droht, haben Literatur und Politik andere Themen: Das Große, Globale, Bedeutende immer gern, das Kleine vor der Haustür – bloß nicht!

Jahrtausendlang, also nahezu die gesamte Menschheitsgeschichte über, sah man das völlig anders. Generationen unserer Vorfahren fühlten sich gleichzeitig ausgesetzt und geborgen in ihrer engsten Umgebung, und so war diese stets

ein großes Thema, im Alltag wie in der schriftlichen Überlieferung. Pflanzen und Tiere wurden personalisiert und spielten eine Hauptrolle auch in der Sprache: Wer Glück hatte, wuchs umhegt auf, hatte es rosig und behaglich. Wer weniger auf Rosen gebettet war, musste in den sauren Apfel beißen und endete entwurzelt. Selbst im Fortschrittsglauben der Aufklärung blieb die Literatur so tief im Garten verwurzelt, dass politische Vergleiche wie die eines Heinrich Heine ganz selbstverständlich aus ihm erwachsen: »Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst und Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbeding't Atem schöpfen.«

Mit dem Kulturbruch des Ersten Weltkriegs rissen auch in der Literatur viele alte Verbindungen ab. Nach Massenermord, Schützengräben und großer Ernüchterung hatte der Mainstream keinen Sinn und keine Zeit mehr für den nahen, feinen Mikrokosmos, wie Hermann Hesse 1928 einem Freund klagte: »Versuchen Sie es einmal und geben Sie einem amerikanischen Gegenwartsmenschen, für den ein gut lackierter Kraftwagen schon zur Welt des Schönen zählt – geben Sie einmal einem solchen vergnügten und genügsamen Halbmenschen versuchsweise Unterricht in der Kunst, das Sterben einer Blume, die Verwandlung eines Rosa in ein Lichtgrau, als das Lebendigste und Aufregendste, als das Geheimnis allen Lebens und aller Schönheit mitzerleben. Sie werden sich wundern! Wenn jene anscheinend so robusten und verflucht gesunden Geld- und Maschinenmenschen glücklich noch eine Generation weiter vertrottelt sind, dann werden sie vielleicht Ärzte, Lehrer, Künstler und Magier halten und hoch bezahlen, welche sie wieder in die Geheimnisse des Schönen einführen.«

Genau da sind wir heute. Zu lange haben wir das Feld – oder vielmehr: den Garten – kampflos denen überlassen, die die Liebe zu Erde und Grün lautstark als »Blut und Boden«-Ideologie ausbeuteten und tief ins völkische Zwielflicht zogen. Spätestens nach dem kollektiven Desaster des Nationalsozialismus war diese Liebe in Deutschland anrüchig, unmodern und irrelevant geworden. Wer sich hierzulande immer noch öffentlich dazu bekannte, Kraft und Vergleiche aus dem Garten zu schöpfen, tat das oft so leise und wehmütig wie Brecht in seinen *Buckower Elegien*: »Am See, tief zwischen Tann und Silberpappel/ Beschirmt von Mauer und Gesträuch ein Garten/ So weise angelegt mit monatlichen Blumen/ Dass er vom März bis zum Oktober blüht./ Hier, in der Früh, nicht allzu häufig, sitz ich/ Und wünsche mir, auch ich mög allezeit/ In den verschiedenen Wettern, guten, schlechten/ Dies oder jenes Angenehme zeigen.«

Anderswo, zum Beispiel in Großbritannien, sind Gärten populäre, hoch geschätzte Kulturgüter. Hierzulande jedoch werden Gärtner (gern mit abschätzigem Kleindavor genannt) immer noch als leicht abseitige Spießler oder manische Rasenmäher betrachtet, auf die man getrost herabsehen kann. Öffentliche oder kulturelle Wertschätzung bleibt dem Garten vorenthalten. »Die Natur ist als Quelle der Inspiration unübertroffen, und ich frage mich, wieso sie derart selten schöpferische Herrschaften verleitet, mit ihr selbst zu werken«, urteilt André Heller, gleich zwei eigenen botanischen Gärten eng verbunden. »Vielleicht weil gärtnerisches Arbeiten einer anderen und viel größeren Geduld als jener am Theater und vor der Staffelei bedarf. Vielleicht auch, weil man weder Rosen noch Efeu mit Charisma, mit Überzeugungsmacht, mit Geschenken, hohen Gagen und anderen

Verführungen und Tricks anspornen kann. Auch was Einkünfte und Ruhm betrifft, sind Gartenprojekte kompliziert. Sehr viel Zeit und ebensoviel Geld wird für etwas benötigt, das man nicht auf Tournee schicken kann, das ständiger Pflege bedarf, sich nicht zum Verkauf in Galerien eignet, wofür keine Nobelpreise und Lehrstühle verteilt werden und das der Kritik, wenn überhaupt, nur unter dem Stichwort ›verschroben‹ auffällt.«

Wir sprechen nicht mehr durch die Blume. So muss ein Gartenrundgang wie dieser, ein Streifzug durch Sprache und Sagen, Poesie und Literatur, in großen Teilen auch eine Reise in die Vergangenheit sein, zurück zu einer gewachsenen Verbindung, einer tiefen Liebe, die wir ausgerissen haben wie Unkraut. Nur im Garten selbst ist sie erhalten geblieben. Gärtner nämlich halten es mit Voltaire, der seinen *Candide* am Ende einer langen Sinnsuche allen Theoretikern entgegenhalten lässt: *Bien dit mais il faut cultiver notre jardin* – gut gesagt, aber wir müssen unseren Garten bestellen. Heute würden wir die blaue Blume dringender brauchen als je zuvor. Und während wir sie noch hektisch überall suchen, könnten es am Ende Gärtner sein, die sie finden.

Was übrigens das Suchen und Finden angeht: Die Stichworte am Eingang eines jeden Kapitels stammen aus dem Dudenkorpus, einer Sammlung aktueller Texte. Sie stehen für besonders häufige Verbindungen der jeweiligen Begriffe in unterschiedlichen Textsorten.

Apfel | Gattung *Äpfel Malus*



rot, grün, golden, angebissen, schrumpelig

Er hat sich ein bisschen vorgedrängt – und wenn einer das darf, dann er. Ihm steht die Ehre des ersten Kapitels zu, denn mit dem Apfel hat schließlich alles begonnen: »Gott, der Herr, ließ aus dem Erdboden allerlei Bäume wachsen, begehrenswert anzusehen und köstlich zu essen, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen.« Bekanntlich ging das schief. Verführt von der listigen Schlange, »sah die Frau, dass es köstlich wäre, von dem Baum zu essen, dass der Baum eine Augenweide war und begehrenswert war, um klug zu werden. Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß.«

Die Folgen sind bekannt: Die Menschheit flog aus dem Paradies, und die irdische Mühsal begann. Es war der sprichwörtliche biblische Sündenfall, mit dem die Christenheit anschließend auch noch buchstäblich veräppelt wurde. Dass nämlich die verbotene »Frucht« ein Apfel sein musste, stand für die frühen Bibelinterpreten fest. Was naheliegend war: Alles, was Frucht und rund war, lief damals im Deutschen unter dem Oberbegriff »Apfel«. Beim Bibelverständnis könnte überdies noch ein lateinisches Wortspiel eine Rolle gespielt haben: *Malus* mit kurzem a bedeutet »das Böse«, mit langem »der Apfel«. Botanisch ist es allerdings sehr viel wahrscheinlicher,

dass es sich beim biblischen Obst um eine Quitte, einen Granatapfel oder eine Feige gehandelt hat. Doch der Apfel war nun einmal die Frucht schlechthin, und jetzt hatte er für immer seine Rolle weg: Inbegriff des Verlockenden, Verbotenen, Verführerischen und natürlich auch des Erotischen. »Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen. Ich sitze unter dem Schatten, des ich begehre, und seine Frucht ist meiner Kehle süß«, heißt es im biblischen *Hohelied*. Das Überreichen eines Apfels galt denn auch als eindeutiger Antrag. Auf unzähligen Gemälden, darunter mehrere von Lucas Cranach dem Älteren, lockt Eva ihren Adam mit einem prallen, saftigen Apfel. Das Sujet war nicht nur aus religiösen Gründen so beliebt, sondern ebenso, weil es einen unantastbar frommen Grund für die ansonsten verpönte Aktdarstellung bot.

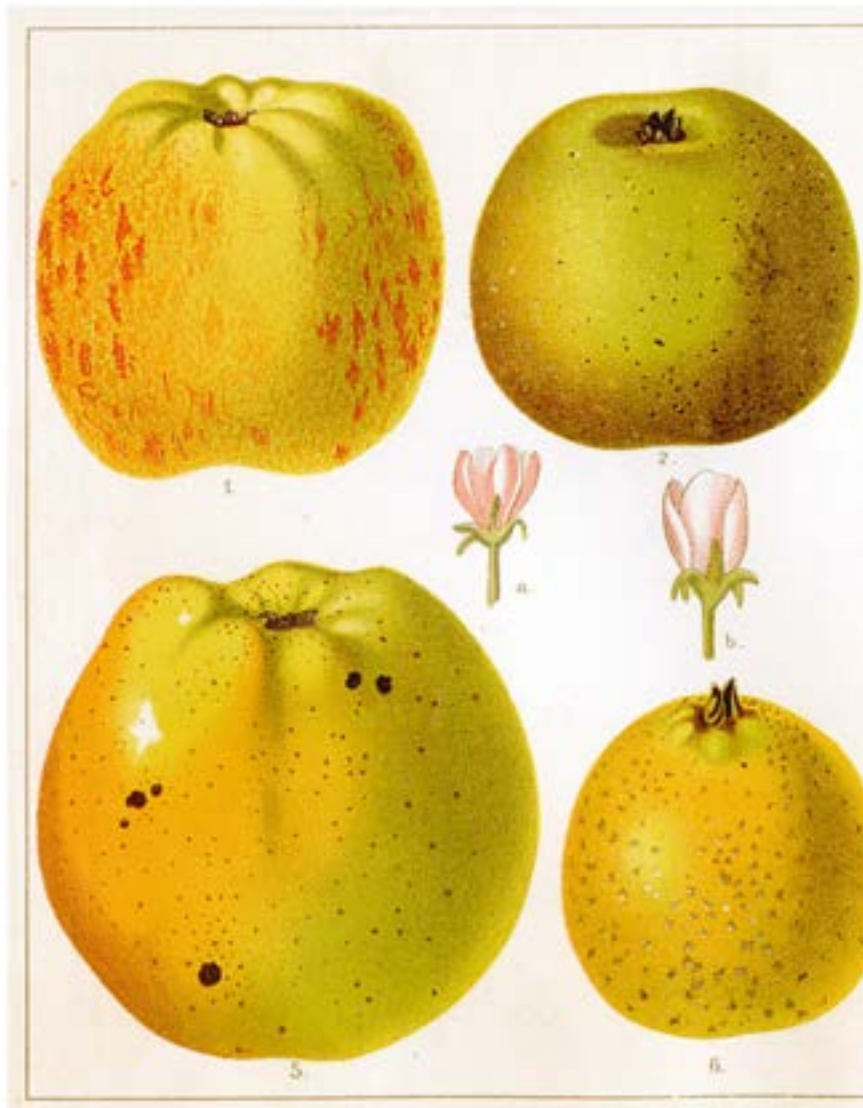
Heine klagte eine vergeblich Geliebte dramatisch an: »Kennst du noch das alte Liedchen/Von der Schlang im Paradies,/ Die durch schlimme Apfelgabe/ Unsern Ahn ins Elend stieß?/ Alles Unheil brachten Äpfel! / Eva bracht damit den Tod,/ Eris brachte Trojas Flammen,/ Du brachtest beides, Flamm und Tod.« Lessing dagegen sah das alles ziemlich locker: »Sein Glück für einen Apfel geben,/ O Adam, welche Lüsternheit!/ Statt deiner hätt ich sollen leben,/ So wär das Paradies noch heut./ Wie aber, wenn alsdann die Traube/ Die Probefrucht gewesen wär?/ Wie da, mein Freund? Ei nun, ich glaube/ Das Paradies wär auch nicht mehr.«

Die Verbindung zwischen Paradies und Apfel zogen auch die Kelten, deren heiliger Ort die Apfelinsel war: Avalon. Der Apfel selbst war ihnen das Symbol für den Kreislauf allen Lebens. Auch in vielen anderen Religionen ist die runde, scheinbar in sich ruhende Frucht Sinnbild der lebens-

spendenden Mutter Erde. Ein Brauchtum, für das auch der Reichsapfel steht, der Apfel und Weltkugel zum absoluten Herrschaftssymbol verbindet. Mithilfe eines Apfels demonstriert Schillers tyrannischer Landvogt Gessler seine Macht gegenüber dem Freiheitskämpfer Wilhelm Tell: »Nimm die Armbrust – / Du hast sie gleich zur Hand – und mach dich fertig, / Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen – / Doch will ich raten, ziele gut, dass du / Den Apfel treffest auf den ersten Schuss, / Denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren.« Auch hier sind die historischen Folgen bekannt: der legendäre Apfelschuss, gefolgt von Tyrannenmord und der Gründung einer freien Schweiz.

Ein anderer sprichwörtliche Zankapfel, der, der den Trojanischen Krieg auslöste, gehört ebenso zur Apfel-Mythologie wie die goldenen Äpfel der Hesperiden, die »am westlichen Ende der Welt« von drei Nymphen und einem Drachen bewacht wurden. Doch auch diese südländischen »Goldäpfel« dürften eher Quitten gewesen sein. Tatsächlich um Äpfel geht es dagegen in der nordischen Variation dieser allgegenwärtigen Sage. Idun, die Göttin der Jugend und der Unsterblichkeit, »verwahrt in einem Gefäß die Äpfel, welche die Götter genießen sollen, wenn sie altern; denn sie werden alle jung davon«, heißt es in der *Gylfaginning*, der isländischen Saga. Da es auf Island keine Äpfel gab, wird vermutet, dass die Wikinger nicht nur die Früchte, sondern auch die Sage auf einem Raubzug nach Irland kennengelernt haben. Dort ist es Hisberna, die die gesundmachenden Äpfel hütet und mit Idun dasselbe Schicksal teilt: Die Göttinnen werden, der kostbaren Früchte wegen, entführt.

Der universelle Bezug zu Jugend und ewiger Gesundheit zeigt es deutlich: *An apple a day keeps the doctor away* galt



Inbegriff aller Versuchung: alte Apfelsorten. Dunkle Schalenpünktchen kennzeichnen die Edelsten unter ihnen, die Renetten. Deren Name ist vom französischen *reine*, Königin, abgeleitet.



offenbar schon vor Jahrtausenden – nur dass ein täglicher Apfel lange ein unvorstellbarer Luxus war. Die kostbaren Früchte blieben besonderen Gelegenheiten vorbehalten, galten zum Beispiel als kostbares Weihnachtsgeschenk für Kinder. Wie begehrenswert die knackigen, süßen Früchte sind, weiß auch die böse Königin, die im Märchen versucht, Schneewittchen zu töten: »Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der musste sterben ... Der Apfel war aber so künstlich gemacht, dass der rote Backen allein vergiftet war. Schneewittchen lüsterte den schönen Apfel an, und als es sah, dass die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder.« Heute ließe sich wohl kaum noch jemand mit einem Apfel verführen. Seine Kostbarkeit und Exklusivität hat er eingebüßt. Mit gut 25.000 Sorten stellt er etwa 70 Prozent der weltweiten Obsternte. Genormte Massenware, jederzeit und überall billig greifbar. Dennoch steht er immer noch für Verlockung, auf modernere Weise, nämlich als Markenzeichen: Die Metropole New York trägt den Spitznamen »Big Apple«. Apfelmutter Idun leiht seit 1906 ihren Namen einer deutschen Versicherung: »Iduna«. »Apple Records« war die Plattenfirma der Beatles. Und auch beim Computerkonzern mit der angebissenen Frucht im Signet fiel der Apfel nicht weit vom Stamm: Der erste Mikrocomputer mit grafischer Benutzeroberfläche wurde von Steve Jobs nach einer alten Apfelsorte getauft: »McIntosh«.

Akelei | Familie: Hahnenfußgewächse *Ranunculaceae*



hochgeschlossen, hochgewachsen, zierlich, blau

Die Zeiten ändern sich, und die Metaphern mit ihnen. Würde man heute jemanden fragen, ob er auf der Suche nach der blauen Blume sei, würde man höchstens einen verständnislosen Blick ernten. Obwohl das Thema brandaktuell ist. Die blaue Blume stand in der deutschen Sprache lange für etwas, das uns heute abhandengekommen ist und das wir gerade krampfhaft wieder suchen: für die Verbindung, für den Konsens zwischen Mensch, Kultur und Natur. Der war allerdings immer nur ein Idealzustand, und so verkörperte die sagenhafte blaue Blume ebenso die ewige menschliche Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, der perfekten Harmonie.

Es war Novalis, eigentlich Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, der am Anfang des 19. Jahrhunderts alte Volkssagen von einer Wunderblume zu literarischem Ruhm erblühen ließ. Novalis starb 1801 mit 29 Jahren und hinterließ das Romanfragment *Heinrich von Ofterdingen*. Es handelt von einem sagenhaften Minnesänger, der seine Reise als Jungendlicher mit einer Vision beginnt. Ein Traum zur Sommersonnenwende führt ihn in eine magische Landschaft: »Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfang; die Blätter wurden glänzender und schmiegt sich an den wachsenden Stängel,

die Blume neigte sich ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte.«

Die deutsche Romantik hatte ihr Symbol gefunden. Geradezu zu einer Hymne dieser modischen Empfindsamkeit wurde Joseph von Eichendorffs Gedicht: »Ich suche die blaue Blume/ Ich suche und finde sie nie/ Mir träumt, dass in der Blume/ Mein gutes Glück mir blüh/ Ich wandre mit meiner Harfe/ Durch Länder, Städt und Au'n/ Ob nirgends in der Runde/ Die blaue Blume zu schaun/ Ich wandre schon seit lange/ Hab lang gehofft, vertraut/ Doch ach, noch nirgends hab ich/ Die blaue Blum geschaut.«

Die Suche nach der blauen Blume ging schnell in die Umgangssprache ein. Immer mehr stand sie für die vergebliche Hoffnung schlechthin, mitunter auch für die politische. Heinrich Heine benutzte sie in einem späten Gedicht als Metapher für einen Kontrast zur Gegenwart, für die glückselige Wunderinsel Bimini: »Wunderglaube! Blaue Blume,/ Die verschollen jetzt, wie prachtvoll/ Blühte sie im Menschenherzen/ Zu der Zeit, von der wir singen.«

Doch wer ist sie nun wirklich, die sagenhafte blaue Blume? Wer stand Modell für das Unerreichbare, für den erst literarischen, dann generellen Inbegriff menschlicher Sehnsucht? Die Wegwarte wurde da ins Spiel gebracht, und vor allem immer wieder die Kornblume. Novalis hatte nach dem Tod seiner Verlobten von einem Freund zum Trost gepresste Kornblumen bekommen. Die behalten auch trocken ihre blaue Farbe und mögen ihn inspiriert haben. So machte das gefürchtete Ackerunkraut plötzlich Karriere, wurde gar zur »preußischen Blume« geadelt. Kornblumen galten passenderweise als Lieblingsblumen von Kaiser Wilhelm I. und



Tiefblau, rätselhaft und romantisch: Im Zentrum steht die Wildform, *Aquilegia vulgaris*. Die gefüllte, spornlose Blüte links war schon damals im Garten beliebt und zeigt die Wandlungsfähigkeit der zarten Blume. | Albrecht Dürer, *Akelei* (1520); Wien, Graphische Sammlung Albertina

»Ich breche Rosen, ich breche Nelken«, klagte dagegen Heine, »Zerstreuten Sinnes und kummervoll/ Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll;/ Mein Herz und die Blumen verwelken.« Da selbst eine welke Nelke noch ihre Farbe hält, stand sie auch für treue Freundschaft bis in den Tod: »Nelke du wandelst die Farbe nicht eh' als der Tod dich entblättert/ Inniger Freundschaft Symbol darum erwähle ich dich«, dichtete ein Unbekannter.

So viel Schönheit und Liebe, Mut und Treue, alles vereint in einer einprägsamen Blüte – damit war die Nelke für den Weg in die Zeichensprache der Politik geradezu prädestiniert. Ihren ersten großen Auftritt hatte sie in der Französischen Revolution. 1793 versuchte eine Gruppe von Royalisten, die in der Pariser Conciergerie schmachtende Königin Marie Antoinette zu befreien. Diese Verschwörung, über die Alexandre Dumas einen ganzen Roman schrieb, hieß »Nelkenkomplott«, weil der Königin eine Nachricht in den Blütenblättern einer Nelke zugeschluggelt wurde. Vergeblich. Marie Antoinette starb ebenso unter der Guillotine wie Tausende von französischen Aristokraten. Viele von ihnen trugen auf ihrem letzten Weg stolz und trotzig eine Nelke im Knopfloch – Symbol für Mut, Liebe und Treue zum Königshaus.

Knapp hundert Jahre später, 1889, wandelte sich die Nelke von der aristokratischen zur »Arbeiterblume«. Der Internationale Sozialistenkongress in Paris rief die Proletarier aller Länder auf, am 1. Mai 1890 öffentlich für ihre Rechte einzutreten. Das war in Zeiten des Obrigkeitsstaates gar nicht so einfach, vor allem nicht im Bismarck-Deutschland: »Da Versammlungen verboten waren«, erinnerte sich der spätere Reichspräsident Paul Löbe, »blieb nur der gemeinsame Auszug in Gartenlokale übrig. Das Mitführen von Fahnen



Lasst Blumen sprechen: Die Nelke war damals ein eindeutiges Symbol. Der stattliche, wohlhabende Herr mit Orden, Pelzhut und Ring trägt sich mit ernsthaften Heiratsabsichten oder ist sogar schon verlobt. | Jan van Eyck (1390–1441), *Porträt eines Mannes mit Nelke*; Berlin, Gemäldegalerie

war selbstverständlich auch nicht gestattet, darum wählte man die rote Nelke im Knopfloch als Abzeichen der Gleichgesinnten.«

»Die Arbeiter marschierten mit ihren Frauen und Kindern in geschlossenen Viererreihen und mit vorbildlicher Disziplin in den Prater«, beschrieb Stefan Zweig in seiner *Welt von gestern* wehmütig einen der ersten Aufmärsche in Wien, »jeder die rote Nelke, das Parteizeichen, im Knopfloch. Sie sangen im Marschieren die Internationale. Es wurde niemand beschimpft, niemand geschlagen, keine Fäuste geballt; kameradschaftlich lachten die Polizisten, die Soldaten ihnen zu. Kaum tauchte die rote Nelke als Parteizeichen auf, so erschien plötzlich eine andere Blume im Knopfloch, die weiße Nelke, das Zugehörigkeitszeichen der christlich-sozialen Partei (ist es nicht rührend, dass man damals noch Blumen als Parteizeichen wählte statt Stulpenstiefeln, Dolchen und Totenköpfen?).«

Die rote Nelke hatte ihre geschichtliche Rolle gefunden, und sie war eine Idealbesetzung dafür: deutlich fügsamer als die eigensinnige rote Rose, die vor ihr als Abzeichen gedient hatte, und in unübersehbarer Signalfarbe. Sie wurde zum identitätsstiftenden Symbol, zur nonverbalen Sprache: Sie kündete von neuem Selbstbewusstsein, von Solidarität, und vor allem von Hoffnung und Zukunft. Josef Friedmann fasste diese Sichtweise am 1. Mai 1909 in der *Wiener Arbeiter-Zeitung* zusammen: »Es glühen rote Nelken, Freiheitssonnen entstammt/ Es lodern rote Gluten, Die Freiheitssehnsucht flammt./ Er naht der Tag der Tage, Der Freiheit Banner fliegt/ Weitauf, Weitauf, die Herzen, die rote Nelke siegt!« Doch statt Freiheit kamen rote Diktaturen, die die bedauernde Nelke zum Staatsbesuchs- und Aufmarsch-Ac-

cessoire herabwürdigten. Nur einmal, 1974, feierte die viel missbrauchte Blume einen wahren, friedlichen Triumph: Als in Portugal die Militärdiktatur gestürzt wurde, schmückten die demokratischen Soldaten Uniformen und Gewehrläufe mit der geschichtsträchtigen Blüte. Als »Nelkenrevolution« ging dieser gewaltlose Umsturz in die Geschichte ein.